

Das Pferd als Symbol in Mythen, Märchen, Träumen und psychotherapeutischen Prozessen

Birgit Heintz

Abstract

Die Arbeit an und mit Symbolen, welche im Kontext psychoanalytischer Prozesse in Träumen, Imaginationen, Bildern und Zeichnungen auftauchen, ist „Kernstück“ der Analytischen Psychologie und Psychotherapie C.G. Jungs. Dabei ging C.G. Jung davon aus, dass AnalytikerIn und AnalysandIn nicht nur auf der bewussten Ebene, sondern auch in ihrem jeweiligen Unbewussten miteinander verbunden sind. Dies bedeutet, dass sich Individuation und psychische Entwicklung in diesem gemeinsamen „Resonanzfeld“ ereignet, einem intersubjektiven, emotionalen Feld, das man heute u. a. mit Spiegelneuronen zu erklären versucht.

Dieser Artikel widmet sich dem Pferd in seiner symbolischen Dimension. Er verfolgt dabei zwei miteinander verwobene Linien: einerseits die Symbolik des Pferdes in individuellen Bildern, Träumen, Assoziationen und Bedeutungen, andererseits die Symbolik des Pferdes in kollektiven Narrationen wie Mythen und Märchen. In ihnen klingt sehr altes Wissen um die Fähigkeit der Pferde an, den Menschen in einem ganz umfassenden Sinne seelisch und körperlich zu tragen.

1. Vorbemerkung – Persönlicher Hintergrund

Meine analytische Ausbildung am Züricher C.G. Jung Institut begann 1989. Mit dem Reiten, zuletzt dem Anreiten junger Pferde, hatte ich zehn Jahre zuvor aufgehört - eigentlich „für immer“.

Der erste Sommer am Zürichsee spielte sich, unterbrochen durch viele spannende Vorlesungen und Seminare an Institut und Uni, meist mit einer Badetasche voller Bücher und Manuskripte an und auf dem See ab. In der Stadt waren die übervollen Straßencafes und Restaurants belebt bis spät in die Nacht. Wir waren AusbildungskandidatInnen aus der ganzen Welt, aus Indien, Südamerika, den USA und vielen europäischen Ländern, die es genossen, einander zu begegnen.

Nach dem zweiten Semester begann ein sechsmonatiges klinisches Praktikum auf der Akutstation einer psychiatrischen Klinik. Acht Stunden täglicher Kontakt mit psychotischen PatientInnen, denen wir teilweise 1:1 zugeteilt waren, hinterließen mich müde, erschöpft, völlig besetzt oder eher „erschlagen“ von bizarren Wahn- und Innenwelten, die ich wissbegierig, fasziniert und unerfahren in mich aufnahm, statt mich auch nur im Geringsten abzugrenzen; kurz - ich hatte das klare Gefühl, ohne ein Pferd die Zeit dieses Praktikums nicht gut überstehen zu können.

Auf meiner unmittelbar aufgenommenen Suche begegnete mir sehr bald ein älterer Stallbesitzer, der am kommenden Tag einen vierjährigen, gerade an Sattel und Reiter gewöhnten Hannoveraner – wie ich selbst aus Deutschland kommend - erwartete. Er hielt dies für einen äußerst glücklichen „Zufall“ und bot an, mir das Pferd für ein dreiviertel Jahr zur Ausbildung zu überlassen. Dominik, ein frecher kleiner Fuchs, war eine ordentliche Herausforderung, und er machte sehr viel Freude - ich fühlte mich während des restlichen Klinikpraktikums stabil, belastbar, gut „geerdet“ und nur noch ganz selten erschöpft.

In meinen Träumen während dieser Zeit befand ich mich oft mit einem meiner früheren Vielseitigkeitspferde in der Startbox einer Geländeprüfung, manchmal auch nur auf dem Weg dorthin. Meist bemerkte ich in diesen Träumen - während ich von 10 auf 0 Sek. „heruntergezählt“ wurde - mehr oder weniger verzweifelt, dass mir wichtige Ausrüstungsteile fehlten. So verzögerte sich der Start, oder ich erwachte noch auf den ersten Metern der Strecke.

Es war der Start in meine psychotherapeutische, analytische Ausbildung. Mit dem fehlenden „Rüstzeug“ mochte mein noch sehr unvollständiges theoretisches Wissen gemeint sein, von dem via Lehranalyse mühsam zu erwerbenden Wissen über mich selbst ganz abgesehen; aber es war auch ein Wiederanknüpfen, ein Neustart meiner Verbindung zu den Pferden, einer der wesentlichsten Ressourcen in meinem Leben - seit meiner Kindheit. Ohne Dominik und ohne die Großzügigkeit des in die Jahre gekommenen Stallbesitzers hätte ich vermutlich während eines späteren Praktikums in der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik Lübeck das psychotherapeutische Arbeiten mit einem Pferd nicht gewagt – und nicht entdeckt.

Ohne diese Erfahrung hätte ich vermutlich nicht am Ende meiner Ausbildung eine Förderung der Susan Bach Foundation (CH) erhalten, durch die es möglich war, einigen meiner Therapiekinder ein Pferd zur Verfügung zu stellen und im Rahmen der Diplomarbeit wesentliche Fragen um die Einbeziehung von Pferden in die Analytische Kinderpsychotherapie zu erforschen (Heintz, 1996).

Zuvor aber – nach dem zweiten Semester war innerhalb der Jung'schen Ausbildung eine „Symbolarbeit“ obligatorisch - bat ich via Notiz am Schwarzen Brett des Instituts AusbildungskandidatInnen, die Träume mit Pferden erinnerten, sich bei mir zu melden. Sieben angehende KollegInnen waren bereit, sich zu einigen Gesprächen mit mir zu treffen. Ihre Träume waren eine wahre Schatzgrube, vor allem durch die nach und nach entdeckten Verbindungen ihrer individuellen Traumbilder und -motive zu älteren, kollektiven Vorstellungen und Motiven in Mythen und Märchen, und darüber hinaus in der Kunst- und Kulturgeschichte. Einige dieser Träume sind in die folgenden Kapitel aufgenommen.



Abb. 1 Franz Marc, Der Traum

Seither fasziniert und begleitet mich die Beschäftigung mit der Symbolik der Pferde, hier nahm diese Begeisterung ihren Ausgang, und seither stelle ich mir die Frage: „Was genau ist es, das vom Wesen der Pferde auf die Seele der Menschen, auch psychisch verletzter Menschen, mitunter heilsam wirkt?“

„Die Symbole des Selbst entstehen in der Tiefe des Körpers“, so C.G. Jung (GW 9/1 § 291), wobei die Symbole, wie sie im Kontext therapeutischer Prozesse, etwa in Träumen auftauchen, als „Brennpunkte seelischer Entwicklung“ verstanden werden. In ihnen verdichten sich existentielle Themen zu einem Bild, in und mit ihnen verarbeiten wir schmerzliche, konflikthafte oder auch

glückliche, in jedem Fall emotional berührende und bedeutsame Lebens- und Beziehungserfahrungen. In einem Symbol können Inhalte aus dem Unbewussten dem Ich zugänglich werden - sofern wir bereit sind, uns darauf einzulassen. In gewissem Sinne „transportiert“ das Symbol in Träumen, Zeichnungen, Imaginationen oder Phantasien zuvor unbewusste oder nur halb bewusste Inhalte in unser Bewusstsein.

Symbole tauchen aber auch in Märchen, Mythen, Kunst und Dichtung auf. Im Symbol fügt sich etwas zusammen (symballein = zusammenfügen, zusammenwerfen), hinter etwas vordergründig Sichtbarem verbirgt sich eine unsichtbare, oft komplexe ideelle Wirklichkeit. Wenn wir Symbole verstehen möchten, wenn sie uns emotional berühren oder faszinieren, suchen wir hinter dem gut Sichtbaren und Konkreten nach diesen tieferen, hintergründigen Bedeutungen. Fast immer bleibt etwas offen, widersprüchlich, vielschichtig oder uneindeutig – ganz können wir ihren Sinn meist nicht erfassen, etwas an ihnen bleibt oft geheimnisvoll und numinos. Symbole in Märchen und Mythen verweisen auf kollektive Schöpfungen, auf gewissermaßen menscheitsgeschichtlich relevante, bedeutsame „Verdichtungen“, auf kollektives Bewusstsein und das, was Jung als das „kollektive Unbewusste“ bezeichnete - damit auf ihre archetypische Dimension.

Wir alle, die wir Pferde in unsere Psychotherapien einbeziehen, öffnen und erweitern das therapeutische „setting“. Wir verlassen gemeinsam mit den PatientInnen unser Praxiszimmer und begeben uns in einen neuen Raum außerhalb, eine Art Zwischen- oder Übergangsraum zur Außenwelt, immer noch geschützt, immer noch im „Feld“ der therapeutischen Beziehung. Die Anwesenheit und Nähe der Pferde bewirkt in vielen psychotherapeutisch begleiteten Menschen eine sehr weitgehende emotionale Berührbarkeit, oft erschließen sich auch neue innere Räume – andere vielleicht, als jene, die sich natürlich auch in der Dyade PatientIn-TherapeutIn in einem gemeinsamen analytischen (Erkenntnis-) prozess öffnen und zeigen würden.

Zugleich scheint die Anwesenheit von PatientInnen bei unseren psychotherapeutisch eingesetzten Pferden auch Besonderes zu bewirken. Unbestritten und immer wieder beobachtbar ist, dass unsere Pferde innere, vor allem unbewusste Zustände der Menschen, mit denen sie / wir arbeiten, erspüren und dass sie auf diese so deutlich, manchmal auch völlig anders als in ihrem gewohnten Alltagsverhalten reagieren, dass ihre Reaktionen als diagnostisch aufschlussreich betrachtet werden können. Ich bin geneigt, ein emotionales Resonanzfeld anzunehmen, in dem sich das ereignet, was uns in unserer psychotherapeutischen Arbeit so sehr beeindruckt.

In den gut 20 Jahren seit der zu Beginn geschilderten Ausbildungszeit erlebte ich viele bewegende Psychotherapien mit Kindern und Erwachsenen unter Einbeziehung von Therapiepferden. Eines Tages kam Sarah (Name geändert), eine junge Borderlinepatientin, nach einer längeren, stationären psychiatrischen Behandlung zu mir. Wir arbeiteten in einem integrierten analytischen Setting, abwechselnd mit je einer wöchentlichen Sitzung in meiner Praxis und einer zweiten Stunde bei den Pferden. Sarah hatte im Alter von 18 Jahren bereits zwei Suizidversuche hinter sich.

Über viele Wochen schien sie mit meiner Halbblutstute „Athena“ nach inniger Nähe zu suchen, ihre Wärme erfühlen und erspüren zu wollen, während sie die Stute vorsichtig, fast zärtlich und behutsam berührte. Oft führten die beiden minutenlange, stille Zwiegespräche in der Box, wobei sich die hoch sensible Stute aufmerksam, immer

zugewandt und präsent verhielt. Es war außergewöhnlich, wie lange sie im Kontakt und ganz und gar bei Sarah blieb, ohne sich deren Berührungen zu entziehen.

Immer wieder berichtete Sarah von ihrem abgrundtiefen Hass auf Mitschülerinnen, die sie in den Pausen alleine stehen ließen, nicht an ihren Gesprächen beteiligten, ausgrenzten und vermeintlich ablehnten. Die gewaltsamen, sich aus schierer narzisstischer Wut nährenden Rachephantasien und Todeswünsche der Patientin für ihre Klassenkameradinnen waren erschreckend in ihrer Brutalität; ich konnte versuchen, sie mit ihr zu verstehen und auszuhalten, wollte diese Vorstellungen aber natürlich weder gutheißen, noch mich mit ihren feindseligen Wünschen nach Bestrafung solidarisieren. Ohne die Anwesenheit des Pferdes in ihrer Therapie hätten Misstrauen, Angst und negative Übertragungen auf mich möglicherweise ebenso zum Abbruch geführt, wie es in vorausgegangenen Therapieversuchen geschehen war.

In einer Stunde mit dem Pferd wollte Sarah „an der Schulhofsituation arbeiten“. Dazu wünschte sie, mit der Stute in die Reithalle zu gehen. Sie stellte Athena in die Mitte und ging selbst etwa 20 m weiter in eine hintere Ecke der Halle, wartend. Die Situation wirkte auf mich so, als hoffe sie, dass wenigstens Athena zu ihr käme. Die Stute schaute der sich entfernenden jungen Frau aber nur eine Weile nach, ging dann sehr entschieden in die entgegengesetzte Richtung zum Hallenausgang, hielt den Kopf über das geschlossene Bandentor und „schrie“ förmlich nach den anderen Pferden; diese antworteten aus dem Stall mit aufgeregtem Wiehern und so ging das „Gespräch“ ausschließlich zwischen den Pferden weiter. Ich befand mich still in einiger Entfernung sowohl zu meiner Stute als auch zu Sarah. Sie war völlig fassungslos, schluchzte und weinte - zum ersten Mal.

Sarah konnte in der Folge ihre Trauer und ihren Schmerz sowie ihre unerlöste Sehnsucht nach Zugehörigkeit, Wertschätzung und Zuneigung unter ihrer aggressiven Abwehr spüren und benennen. Die Stute schien diese existentielle Not und Bedürftigkeit zu fühlen bzw. zu übernehmen und – ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen Souveränität in so geringer Entfernung zu ihren Herdengenossen – in aller Deutlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Ich selbst war sehr berührt und beeindruckt von diesem Moment. Er setzte wesentliche Impulse für unseren weiteren, gemeinsamen therapeutischen Prozess.

2. Exkurs: Therapeutische Haltung und Beziehungsgestaltung - „Participation mystique“, Empathie und „Intersubjektives Feld“

In seinen Konzepten zur Übertragungsbeziehung bzw. zur therapeutischen Beziehung geht C. G. Jung (in eklatantem Widerspruch zu den meisten seiner Kollegen!) bereits in den 20 er Jahren des letzten Jahrhunderts davon aus, dass sich AnalytikerIn und AnalysandIn nicht nur auf der bewussten Ebene, sondern auch in einer Art gemeinsamem Unbewussten gegenseitig beeinflussen, dass das Übertragungsgeschehen ein „Co-Konstrukt“, eine gemeinsam gestaltete Reise sei. Jung gebraucht an dieser Stelle den ursprünglich von Levy-Bruhl geprägten Begriff der „Participation mystique“. Ihn interessieren jedoch vor allem die aus diesem verbundenen, „partizipierenden“ Unbewussten erwachsenden Symbolbildungen, die damit einhergehenden Entwicklungsimpulse und (Selbst-)Erkenntnisprozesse - mehr als das emotionale Beziehungserleben in allen interaktionellen Facetten.

Moderne psychoanalytische, intersubjektivistische Konzepte sprechen, gestützt auf Neurobiologie und Säuglingsforschung, von einem „intersubjektiven Feld“ zwischen TherapeutIn und PatientIn.

D. Stern, international renommierter Säuglingsforscher, Entwicklungspsychologe und Psychotherapeut bestätigt die Überlegung, dass die therapeutische Beziehung ein Zwei-Personen-Phänomen darstellt. Er bestätigt ebenfalls die Auffassung, dass es klinisch hilfreich ist, das Bedürfnis, sich in der Tiefe emotional verstanden und erkannt zu fühlen, als eine bedeutsame, vielleicht die wesentlichste, die Psychotherapie voranbringende Motivation zu betrachten. Das Sich-in-den-anderen-Hineinversetzen, ihn /sie „lesen“, fühlen, was in ihm vorgeht, ihn oder sie nach- und mitempfinden – all das ist kennzeichnend für die frühe Mutter-Kind Beziehung, lange vor dem Spracherwerb; für die psychotherapeutische Beziehung und Bezogenheit ist diese Bereitschaft essentiell.

„Wir fühlen körperlich, was der andere fühlt, indem wir seine Körperhaltung oder seine Bewegungen und seinen Gesichtsausdruck sehen, seinen Tonfall hören, seinen Affektausdruck und seine wie auch immer spürbaren Intentionen wahrnehmen; dies geschieht intuitiv, teilweise bewusst, teilweise nur halb bewusst. Ebenso registrieren, speichern und verarbeiten wir in Sekundenbruchteilen seine Reaktionen auf unsere Antworten und gleichen so das Erspürte ab.“ Unser Nervensystem ist so konstruiert, so D.Stern, dass es vom Nervensystem anderer Menschen „verstanden“ werden kann. Auf diese Weise können wir andere nicht nur mit unseren eigenen Augen wahrnehmen, sondern wir können sie fühlen, als ob wir in ihrer Haut steckten. „Potentiell steht uns eine Art emotionaler Pfad offen, der direkt in den anderen hineinführt“ (Stern, S. 89 ff).

Eine neurobiologische Erklärung dieses Phänomens bieten die Spiegelneuronen, welche zunächst bei Primaten nachgewiesen und untersucht wurden. In einem Essay zur „Evolution der Empathie“ fasst M. Schlegel, Verhaltensbiologe und Jung’scher Psychoanalytiker zusammen: „Befunde aus der Verhaltensforschung, der Säuglings- und Kleinkindforschung, der Bindungstheorie und der Entwicklungspsychologie, zeigen, dass die menschliche Fähigkeit des wechselseitigen Verständnisses und der Kooperation auf den empathischen Fähigkeiten der Säugetiere aufbaut.“ (Schlegel 2013) Er zitiert den Ethologen Frans de Wal: „Ich denke, dass die Empathie zu einem Erbe gehört, das so alt wie die Abstammungslinie der Säugetiere ist. Die Empathie nutzt Hirnareale, die mehr als hundert Millionen Jahre alt sind. Die Fähigkeit zur Empathie entstand vor langer Zeit mit motorischer Nachahmung und Gefühlsansteckung, woraufhin die Evolution Schicht um Schicht hinzufügte, bis unsere Vorfahren nicht nur fühlten, was andere fühlten, sondern auch verstanden, was sie möglicherweise wünschten oder brauchten.“ (De Wal 2011 s. 265)

Schlegel spricht vor diesem Hintergrund von einer „Biologie der Gegenübertragung“ und führt weiter aus: „Gefühle, die von Patienten nicht unterdrückt werden, äußern sich normal über den Körper und sind für den Therapeuten direkt les- und deutbar. Körperausdruck und sprachliche Kommunikation sind in diesem Fall kongruent. Immer aber gibt es auch Gefühle, die vom Patienten bewusst versteckt, überspielt, unterdrückt werden, oder bereits unbewusst verdrängt oder abgespalten sind. Obwohl diese im Unterschied zu offen gezeigten Gefühlen nicht lesbar sind, werden sie vom Therapeuten doch wahrgenommen, und zwar in Form der *Gegenübertragung* die sich von der *Gefühlsansteckung* ableitet. Sie läuft in allen zwischenmenschlichen Kontakten automatisch ab, wird vom Angesteckten aber meist nicht so intensiv wahrgenommen, weil die Aufmerksamkeit normalerweise nicht bewusst und direkt auf die Gefühlsansteckung gerichtet ist

wie in der Therapie.“ (Schlegel, ebd.) Aufgabe der Psychotherapeutin ist es, ihr emotionales affiziert sein in empathisches Verstehen zu überführen. Dies bedeutet, gemeinsam mit der Patientin zu reflektieren, was sie gewissermassen in deren Haut gespürt hat und dies durch adäquate Interventionen in den therapeutischen Prozess mentalisiert¹ zurückfliessen zu lassen. Auf diese Weise hat die Patientin / der Patient die Chance, unbewusste, verdrängte Gefühle bei sich selbst wahrzunehmen und zu integrieren.

Unsere Pferde nehmen – nicht nur im therapeutischen Kontext - die emotionale Verfasstheit der Menschen wahr und reagieren mit hoher Sensibilität. Auch ihr Wahrnehmen scheint mehr zu sein als reine „Gefühlsansteckung“, sie geht deutlich hinaus über ein „Spiegeln“ der Verfasstheit der Patienten, denn auch ihre Antwort ist nicht selten „adäquate Intervention“!

3 Das Pferd in Mythen, Märchen und Träumen

3.1 Chiron

Seit seiner Domestizierung war die Beziehung des Menschen zum Pferd eine enge, zuweilen sogar eine symbiotische; der kentaurische Mythos versinnbildlicht eine ganz frühe, archaische Stufe dieser Symbiose.

Chiron, ein über großes Heilwissen verfügender Kentauer, als weise und hoch zivilisiert verehrt, besaß die Fähigkeit, zu heilen aus seiner eigenen Leidensgeschichte heraus. Halb Mensch, halb Pferd, Halbgott und „Therapeut“, ist er Heiler in Pferdegestalt und Pferd mit heilenden Kräften. Er vermag seine eigenen Schmerzen – herrührend aus einem Pfeil des Herkules – nicht zu lindern, lehrt aber andere, zu heilen. So gilt er als Lehrer des Asklepios und verkörpert das Urbild des „verwundeten Heilers“.



Abb. 2 Chiron, Apollo und Asklepios
Fresko Archäologisches Museum Pompeji (Quelle: Wikipedia)

¹ M.Schlegel bezeichnet das Konzept des Mentalisierens als „Dreh- und Angelpunkt der Psychotherapie“. Bateman und Fonagy beschreiben »Mentalisieren« als einen mentalen Prozess, durch den ein Individuum eigenen und fremden Verhaltensweisen implizit und explizit Bedeutungen zuschreibt, d.h. selbstreflexiv zu erfassen vermag, welche Umstände und Erfahrungen zu aktuellen Intentionen geführt haben. [1] (vergl. Allen et al. s. 79)

3.2 Weiblich-mütterliche Symbolik

Vor der Zeit, in der das Pferd gefahren oder geritten wurde, war es innerhalb des matriarchalen Kultes als heiliges Tier dem Mond geweiht. Die Mondphasen symbolisierten die jahreszeitlichen Stadien von Wachstum, Tod und Wiedergeburt. **Epona**, die keltische Erdmutter, wurde als Schutzgöttin der Toten und als Heilerin verehrt. Oft ist sie als Reiterin oder mit Fohlen und Pferden an ihrer Seite dargestellt. Ihr Symbol ist eine weiße Stute.

Im chinesischen **I Ging** ist die Stute dem Urzeichen `Kun`, `Das Empfangende` zugeordnet, dem zweiten Zeichen, das die Natur, die Erde, das Weiblich-Mütterliche repräsentiert. Das Pferd, genauer die Stute, ist hier ein Symbol elementarer, fruchtbarer Weiblichkeit, Symbol des Mutterarchetyps schlechthin. Es steht in Verbindung mit dem Mond, dem Zyklus von Geburt und Tod, und es ist verbunden mit dem Wasser, einem weiteren Symbol des Weiblichen als ebenfalls "tragendes Element", das lebensspendend und -verschlingend sein kann.

In einem indianischen Märchen „**Die Stute aus Lehm**“ formt ein kleiner, einsamer und ausgegrenzter Junge eine Stute aus der Tonerde vor seinem Zelt. Sie wird lebendig, spricht mit ihm, führt und trägt ihn durch die ganze weitere Entwicklungsgeschichte hinein ins Erwachsenwerden, durch alle Nöte, Kämpfe, Gefahren und Krisen hindurch. Am Ende des Märchens erscheint ihm das Pferd im Traum:

„Mein Freund, sprach sie, nun bist du Häuptling und hast die Kraft der Mutter Erde. Es ist die Erde, die dir deine Kraft gibt, nicht ich. Ich bin nur ein Teil von ihr. Meine Zeit ist gekommen, ich möchte zu ihr zurückkehren. Bitte, bitte gib mich frei. Da erhob sich der Häuptling von seinem Lager und trat in die Dunkelheit hinaus. Dort stand seine geliebte Stute. Sie scharrte unruhig am Boden und schüttelte die Mähne im Wind. Nimm mir die Decke ab, bat sie. Da nahm der Häuptling die Decke ab und ging zurück in sein Tipi. Kurz vor dem Morgengrauen erhob sich ein mächtiger Wind und der Regen rauschte vom Himmel. Der Häuptling erwachte und eilte nach draußen, um nach seiner Stute zu sehen. Aber er konnte sie nirgends finden. Als der Morgen dämmerte, erkannte er im ersten Licht des Tages die Farbe des Lehms, aus dem er einst sein Pony geformt hatte, auf der regennassen Erde. Und aus dem Wind sprach die vertraute Stimme zu ihm: Ich bin die Mutter Erde und ich bin bei dir, du bist nicht allein.“ (Raile).

Schwarze Pferde - Rappen - erscheinen häufig als Vertreter der Nacht, des Dunklen und Dämonischen. Hierher gehören die "Nachtmaren", die auch über ihre ethymologische Verbindung wieder auf die Muttersymbolik des Pferdes verweisen: `Nightmare` und `mare` (engl. Stute), `mere` (franz. Mutter) und `Mähre` (vernachlässigtes, geschundenes Pferd).

Eine junge Frau berichtet folgenden Traum zu Beginn ihrer Lehranalyse:

„Ich laufe bei strahlend sonnigem Wetter über saftig grüne Frühlingswiesen. Von einem Hügel aus sehe ich unten rechts die offene Scheune eines Bauernhauses. Dort liegt unter alten, staubigen Hafersäcken und Holzbrettern ein Fohlen, das dabei ist, sich zu befreien und aufzustehen. Plötzlich galoppiert eine schöne, glänzende, schwarze Stute von weit vorne auf mich zu. Sie ist gesattelt und gezäumt, die Steigbügel hängen herunter, und auf ihrem Sattel liegt ein roter Kinderanorak. Ich ahne / weiß, daß sie ihren Reiter, ein Kind abgeworfen hat. Ich habe große Lust, das Pferd zu

reiten, möchte es in seinen Stall bringen, damit man von dort aus auch das Kind sucht. Ich sitze auf, aber von oben erscheint plötzlich der Sattel sehr alt und 'zerlumpt', und auch das Pferd hat jetzt etwas von einer alten „Schindmähre“. Ich sitze wieder ab und denke, dass ich das Pferd wohl lieber führen sollte, da es mir ja auch nicht gehört. So laufe ich mit der Stute los und bin nach einer Weile auf einer kleinen Landstraße. Plötzlich komme ich an ein Haus mit einem großen Gemüsegarten davor. In diesem Garten steht mit hochgekrämpelten Hemdsärmeln, Jeans und Gummistiefeln meine Analytikerin. Sie ist dabei umzugraben, lacht und winkt mir zu. Sie fragt, ob ich nicht zum Abendessen kommen mag. Ich antworte, ich müsse zuvor das Pferd in seinen Stall bringen, und mache mich wieder auf den Weg. Auf dem Rückweg komme ich wieder an ihr Haus und bitte darum, mir die Hände waschen zu können, bevor wir essen.“

Immer wieder ist es erstaunlich, wie sehr sich in Initialträumen zu Beginn einer Therapie oder einer Analyse wesentliche Themen verdichtet und komprimiert abbilden. Ein „abgeworfenes“, verlorengegangenes Kind, ein Fohlen, das dabei ist, sich von Lasten zu befreien, eine schwarze, zunächst jugendlich glänzende, dann schwache, alte (Mutter-) Stute, die in ihren Stall gebracht, versorgt, seelisch integriert werden will und eine Analytikerin, die zugewandt, handfest und gut ausgerüstet „umgräbt“. Es scheint so zu sein, dass die Träumerin recht nährende, aber auch tatkräftige, wohlmöglich konfrontative, sowie ganz humorvolle Seiten mit ihrer Analytikerin verbindet. Die erträumte Einladung zum gemeinsamen Essen lässt eine positive Übertragung auf Therapie und Therapeutin erwarten, wobei sich die notwendige Bearbeitung einer schwierigen, „dunklen“ Mutterbeziehung der Analysandin andeutet.

3.3 Opferung und Initiation - Das Pferd als Wegbereiter von Individuation, Autonomie und Entwicklung

Im Grimmschen Märchen „**Die Gänsemagd**“ verlässt die Heldin ihre Mutter, die alte Königin, um in einem fernen Reich einen Königssohn zu heiraten. Eine Kammerfrau soll sie auf der Reise begleiten. Die Mutter gibt ihrer Tochter alles mit, was sie braucht, vor allem aber drei Blutstropfen auf einem weißen Läppchen und Fallada, ein Pferd, das sprechen kann. Auf dem Weg verweigert die Kammerfrau ihre Dienste als Magd. Als die Königstochter Durst hat und trinken möchte, reicht sie ihr kein Wasser aus dem mitgeführten goldenen Becher, sondern zwingt sie, vom Pferd zu steigen, sich selbst zu bücken und aus dem Bach zu trinken. Dabei fällt das Läppchen mit den Blutstropfen ins Wasser und wird fortgeschwemmt. In diesem Augenblick bemächtigt sich die Magd des Pferdes und steht später selbst dem Königssohn als Braut gegenüber. Die wahre Braut muss Gänse hüten, und die Kammerfrau erreicht, dass Fallada getötet wird, da sie Angst hat, das Pferd könnte sprechen und ans Licht bringen, wie sie mit der Königstochter umgegangen ist. Diese bittet jedoch den Schinder, den Kopf Falladas unter das große finstere Tor zu nageln, durch das sie morgens und abends mit Kürdchen, einem Jungen, die Gänse treibt. Dort klagt sie jeden Morgen: "Oh Du Fallada, da du hangest", und der Kopf antwortet: "Oh Du Jungfer Königin, da du gangest, wenn das Deine Mutter wüsste, ihr Herz tät ihr zerspringen." Kürdchen erzählt dies alles dem alten König, der am folgenden Tag die Gänsemagd beobachtet und sieht, wie sie beim Gänsehüten ihr goldenes Haar öffnet. Er bringt sie in sein Schloss und erfährt schließlich ihre Leidensgeschichte. Die Kammerfrau muss ihr eigenes Urteil sprechen und kommt grausam zu Tode. Königssohn und Königstochter halten Hochzeit.

Olga Rinne schreibt in ihrer Deutung des Märchens über Fallada, das Pferd:

“Fallada ist ein Totemtier, ein mythischer Seelengeleiter, ein Symbol der Grenzüberschreitung. Es vollzieht den schwierigen Übergang vom Diesseits ins Jenseits, von der einen in die andere Wirklichkeit, von einer Bewusstseinsstufe auf die andere.“ (Rinne 1987)

Mit der Opferung Falladas wird im Märchen ein Initiationsgeschehen eingeleitet. Die Ablösung der Königstochter aus der symbiotischen Beziehung zur 'guten Mutter' wird begleitet vom inneren Erleben einer entidealisierten, entwerteten 'bösen Mutter' in Gestalt der Kammerfrau. Das Leben aus der Fülle, in dem jeder Durst aus goldenen Bechern gestillt wurde, weicht einer Zeit der Entbehrungen. Das weiße Läppchen mit den Blutstropfen - das 'Blutsband' zur Mutter - geht im Fluss verloren, damit ist die Tochter schwach und machtlos geworden. Die Kammerfrau nimmt ihr Pferd - besetzt ihre Lebensenergie - und verhindert auch die Vermählung. Die Königstochter lässt dies alles mit sich geschehen, verweilt in völliger Passivität, bis ihr Pferd schließlich getötet wird.

Mit der Bitte um den Kopf des Pferdes vollzieht die Königstochter einen ersten Moment des Handelns und Eingreifens in ihr Schicksal. Sie nimmt etwas in die Hand, emanzipiert sich aus der Willkür der Kammerfrau und muss hierzu direkten Kontakt zur Welt, einer Welt, die ihrem behüteten Dasein bisher sehr fern war, aufnehmen. Sie spricht mit dem Schinder, dem Schlachter - einem der Niedrigsten und Untersten des Volkes. Das Pferd Fallada, das in so enger Beziehung zur Mutter, der alten Königin steht, muss geopfert werden, damit die Gänsemagd / Königstochter abgelöst aus einer vermutlich sehr engen, symbiotischen Mutterbeziehung zu ihrer eigenen weiblichen Identität finden kann.

Auch im Traum einer jungen Frau erscheint das Motiv der Blutstropfen im Fluss. Sie arbeitete nach einem abgeschlossenen Philosophiestudium in der Computerfirma ihres Mannes. Ausschließlich männliche Kollegen umgaben sie mit einer Atmosphäre, die sie als leistungsorientiert, kalt und emotionslos beschreibt. Phantasie, Kreativität und Spontanes hätten dort wenig Raum gehabt, gefragt war nur ihr mathematisches Wissen. Die Beziehung schien in einer Krise.

„Ich reite ein weißes Pferd ohne Sattel und Zaumzeug. Es strahlt und leuchtet fast übernatürlich, es ist wie von einem Lichtschein umgeben. Ein Pferd aus einer anderen Welt. Es weiß, wo es hin muß. Ich habe einen sehr langen Mantel an. Plötzlich stehen wir in einem klaren, fließenden Bach, und die Sonne spiegelt sich im Wasser. Da fallen aus meinem Pferd rote Blutstropfen in das Wasser. Aber in dem Moment, wo sie das Wasser berühren, verwandeln sie sich in rote Rubine. Kinder spielen am gegenüberliegenden Bachufer. Sie sehen die Rubine und fragen, was das ist und wo sie herkommen. Ich antworte, dass ich noch nicht darüber sprechen darf.“

Das Blut des Pferdes rührte nicht aus einer Verletzung, seine Blutstropfen verwandeln sich in Rubine, kristallisieren in dem Moment, wo sie das Wasser berühren, in dem sich die Sonne spiegelt. Einen Rubin hatte die junge Frau von einer langen Indienreise mitgebracht. Dieser Stein stand in ihren Augen für eine 'alte Zeit', eine vergangene Kultur, für 'etwas sehr Kostbares'. Plötzlich erinnerte sie sich im Gespräch an Tempelanlagen in Südindien, wo aus Lehm geformte und bemalte Pferde in den Gärten der Eingangsbereiche standen.



Abb. 3 Pferdetempel Chatinad, Indien (Foto privat)

Die Träumerin betonte immer wieder das Unfassbare, Magische, Irreale, das diesem Pferd anhaftete. Sie empfand eine tiefe Verbundenheit mit seinem Wesen und fühlte sich selbst fast ein wenig wie eine Fee oder Zauberin. Das weiße Pferd in diesem Traum schien ebenfalls einen für die Träumerin sehr bedeutsamen, existenziellen Wandlungs- und Entwicklungsprozess einzuleiten; ein wesentlicher Teil seiner selbst, sein Blut, sein „Lebenssaft“ transformiert sich im klaren, sonnenbeleuchteten Wasser zu etwas äußerst Kostbarem, dem Geheimnisvolles, Numinoses, noch nicht Aussprechbares anhaftet. Auch dieser Traum war Initialtraum einer sich anschließenden Analyse.

Der Aspekt des Geführt- und Geleitetwerdens entspricht der Vorstellung des Pferdes als "Psychopompos", als Seelenführer, mit der es in vielen Märchen, Mythen und Sagen verbunden ist. Seine Opferung steht – psychologisch gesehen - für Ablösungsprozesse, die jedweder Autonomieentwicklung vorausgehen, sei es von Müttern, Vätern oder anderen tragenden Figuren im Leben der MärchenheldInnen.

In dem turkestanischen Märchen "**Das Zauberroß**" führt und leitet das Pferd die Heldin durch alle Gefahren und zu bewältigenden Aufgaben. Am Ende des Märchens kämpft es einen blutigen Kampf mit dem Div - einer Art bösem Dämon - im Fluss bevor es verlangt, durch die Hand der Heldin getötet und geopfert zu werden: "Jetzt schlachte mich, wirf dann meinen Kopf zur Seite, stelle die Beine nach den vier Richtungen auf, meine Eingeweide wirf seitwärts und setz Dich mit Deinen Kindern unter die Rippen." Schweren Herzens vollführt die Königin alles, was das Pferd ihr aufgetragen hat. "Da wuchsen aus den Beinen goldene Pappeln mit smaragdnen Blättern hervor, aus den Eingeweiden Dörfer, Felder und Wiesen, und aus den Rippen ein goldenes Schloss. Aber aus dem Kopf entsprang ein silberhelles Bächlein. Mit einem Wort, die ganze Gegend wurde zu einem wahren Paradies."

In diesem Märchen ist es die Ablösung aus einer umklammernden Vaterbeziehung, die an einen neuen Ausgangs- und Lebensort führt, in eine fast paradiesische Seelenlandschaft, die Licht und Weite, aber auch Geborgenheit und Sicherheit bietet.

Das Motiv der aus dem geopfertem Pferd erwachsenden neuen Welt findet sich auch in einem **indischen Schöpfungsmythos** der Brihadaranyaka Upanishaden. Hier repräsentiert das Pferd die Erde, den Kosmos und das Göttliche selbst:

"Die Morgenröte wahrlich, ist des Opferrosses Haupt, die Sonne sein Auge, der Wind sein Odem, sein Rache das allverbreitende Feuer, das Jahr ist der Leib des Opferrosses. Der Himmel ist sein Rücken, der Luftraum seine Bauchhöhle, die Erde seines Bauches Wölbung; die Pole sind seine Seiten, die Zwischenpole seine Rippen, die Jahreszeiten seine Glieder, die Monate und Halbmonate seine Gelenke, Tage und Nächte seine Füße, die Gestirne seine Gebeine, das Gewölk sein Fleisch. Das Futter, das es verdaut, sind die Sandwüsten, die Flüsse seine Adern, Leber und Lungen die Gebirge, die Kräuter und Bäume seine Haare, die aufgehende Sonne ist sein Vorderteil, der niedergehende Himmel sein Hinterteil, der Ozean ist sein Verwandter, der Ozean seine Wiege." (Deussen 1938)



Abb. 4 W. Crane, Die Pferde des Neptun, 1892 München, Neue Pinakothek

3.4 Das Pferd in Verbindung zu Wasser und Wind, Sonne und Feuer

Die Vorstellungsverbindung von Pferd und Wasser mag - auch - mit der Vorliebe der Pferde für Wasser zu tun haben, und mit der Tatsache, dass einst die wild lebenden Pferdeherden am ehesten an Wasserstellen zu beobachten waren.

Die **Wolkenrosse der Walküren** bringen den Nebel, und wenn sie ihre Mähnen schütteln, fällt nachts der Tau auf die Erde oder im Winter der Reif und der Hagel. Die unermüdliche Schnelligkeit des Pferdes vermochte den Menschen zu beflügeln; so lag es nahe, dass das Pferd auch mit dem Wind identifiziert oder als Geschöpf des Windes gesehen wurde.

Pegasos, das geflügelte Pferd, entspringt, von **Poseidon** in Roßgestalt gezeugt, dem blutenden Hals der von Perseus geköpften Medusa. Wie Poseidon, der Herrscher der fließenden Gewässer, hat auch der Quellen öffnende Pegasos eine enge Verbindung zum Wasser.

Ein **arabischer Mythos** berichtet: "Als der Erschaffende das Ross erschaffen wollte, sagte er zum Winde: „Von Dir werde ich ein Wesen gebären lassen, bestimmt, meine Verehrer zu tragen. Dieses Wesen soll geliebt und geachtet sein von meinen Sklaven. Es soll gefürchtet werden von allen, die meinen Geboten nicht nachstreben.“ Und er schuf das Pferd und rief ihm zu: „Dich habe ich

gemacht ohnegleichen. Alle Schätze der Erde liegen zwischen deinen Augen. Du wirst meine Feinde werfen unter deine Hufe, meine Freunde aber tragen auf deinem Rücken. Dieser soll der Sitz sein, von welchem Gebete zu mir emporsteigen. Auf der ganzen Erde sollst Du glücklich sein und vorgezogen sein allen übrigen Geschöpfen, denn dir soll die Liebe werden des Herrn der Erde. Du sollst fliegen ohne Flügel und Du sollst siegen ohne Schwert." (Koran)

Die Licht-, Sonnen- und Feuersymbolik des Pferdes steht seiner lunaren Bedeutung polar gegenüber. In der germanischen Edda lenkt **Sol** die Rosse Frühwach und Allbehend, die den Wagen der Sonne zogen. Unter ihrem Bug hatten sie Blasebälge, die ihnen Kühlung verschafften.



Abb. 5 Sonnenwagen von Trondholm, Bronzezeit

Pferde repräsentieren „Objekte“ äußerster Vitalität und Lebenskraft. Sie sind groß, sanft und zärtlich, potentiell aber auch wild und unberechenbar. Sie können „durchgehen“, sich unserer Kontrolle entziehen, „zügellos“ mit uns davonjagen. Pferde sind „feurig“ wie der Blitz oder „stürmisch“ und schnell, wie der Wind. Sonnenpferde sind fast immer Schimmel, denn der Schimmel als der "Schimmernde", "Scheinende", verkörpert das Licht. Der Sonnenwagen des **Mithras** wird von vier Feuer atmenden Pferden gezogen, von denen eines die Zeichen der Planeten und Sternbilder auf seiner Haut trug. Sie lösen sich in Feuer auf, werden in der Gestalt des Stärksten von ihnen zum Wagenlenker selbst, entfachen Weltbrand und Sintflut.



Abb. 6 Der Sonnenwagen des Phaeton gerät außer Kontrolle G.Moreau (1826-89)

3.5 Das Pferd als Symbol erotischer Energie

Eine Frau, Erzieherin, seit über zwanzig Jahren verheiratet, arbeitete in einem Kinderheim. Sie selbst hat zwei Kinder. Ihre Ehe, die Beziehung zu ihrem Mann verläuft in 'geregelten Bahnen', ihr gemeinsamer Alltag, ihr Familienleben sei jedoch 'recht eingefahren'. Diese Frau verliebt sich heftig in einen Kollegen, den sie als wesentlich emotionaler, weicher, liebevoller als ihren Mann beschreibt. Auch er ist verheiratet, und auch er ist wohl ein wenig in sie verliebt. Für beide ist es absolut tabuisiert, ihre Beziehungen zu öffnen, ihre Ehepartner zu „betrügen“ und ihr Verliebtsein zu genießen. Die Frau wirkt etwas durcheinander, lacht und kichert ein wenig nervös, während sie den folgenden, aus dieser Zeit stammenden Traum erzählt:

„Ich gehe durch einen Schlafsaal, in dem viele Betten stehen. Aber es gibt dort viel mehr Kinder als Betten, in jedem Bett ein paar Kinder, es ist total überfüllt, laut und zu viel. Ich gehe durch eine Tür und stehe in einem Louis Quinze Schlafzimmer. Alles ist sehr gediegen, ordentlich, unberührt, wie in einem Museum, aber auf dem Bett in der Mitte des Zimmers liegt ein wunderschöner Apfelschimmel. Ich mache mir Sorgen, ob er das Zimmer nicht schmutzig macht, aber scheinbar tut er das nicht. Ich reite nackt auf ihm durch die geöffneten französischen Fenster ins Freie, in einen Park.“

Die Träumerin assoziiert: 'In diesem Zimmer ist alles so aufgeräumt, so ordentlich. Alles ist so schön, aber man darf eben nichts anfassen. Auch das Pferd ist so stilvoll angepasst, es liegt dort, wie in einer Pose, ein Vorderbein wie zum Aufstehen aufgestützt. Es ist sehr domestiziert.' Die Frau springt in ihren Gedanken in andere Träume, andere Geschichten, die sich immer wieder um ihren Kollegen, die nicht gelebten Gefühle, vor allem ihre nicht gelebte Sexualität drehen. Tatsächlich hat sie beschlossen, die Stelle zu wechseln, um diesen Mann nicht mehr zu sehen. Ihr Leiden an dieser Situation sei unerträglich geworden.

In dieser Zeit hat sie einen zweiten Traum:

„Ich gehe mit meiner Tochter über einen Platz. Es hat geregnet und der Platz ist voller Blätter. Plötzlich sehe ich einen kleinen Trauerzug, eine Familie mit einem Kindersarg. Ich denke, ich sollte weitergehen, Meine Tochter sollte zum Zahnarzt, und ich muss noch einkaufen. Ich frage nach der Zeit, denn meine Uhr geht nicht richtig. Aus dem Sarg springt jetzt ein Fohlen und jagt umher. Ich denke, daß meine Tochter nun vielleicht ihren Zahnarzttermin verpasst. Mehrere Männer treiben das Fohlen in die Enge, sie versuchen, es wieder einzufangen und festzuhalten.“

Die Träumerin verbindet mit dem Fohlen - wie mit dem Pferd im vorherigen Traum - ihre inzwischen 'beerdigten' und eingesperrten Gefühle und sexuellen Wünsche, die sich aber nicht so ohne weiteres abtun lassen. Offenbar seien sie 'nicht tot zu kriegen'. Dass es sich um ein Fohlen handle und dass ihre Uhr nicht richtig geht, sie die Zeit nicht weiß, erklärt sie mit der Überlegung, dass sie wohl „ihre Pubertät nachhole“. Sie habe ihren allerersten Freund geheiratet, und vorher keine Beziehungen zu anderen Männern gehabt. Die Art und Weise, wie sie in bedeutungsvollen Andeutungen von heimlichen Situationen mit ihrem Kollegen erzählt und immer etwas aufgeregt kichert, wirkt auf mich tatsächlich ein wenig 'pubertär'. Die Träumerin ist jedoch 48 Jahre alt. Auf dem Platz liegen Herbstblätter. Zeit und Alter scheinen in diesem Traum wichtig zu sein, die Zeit drängt und bedrängt. Die Frau ist zwischen ihren Familienpflichten, dem Zahnarzttermin, den Einkäufen und dem Geschehen um das Fohlen völlig hin- und hergerissen. Das Bild eines Sarges und einer Beerdigung erscheint einerseits ernst und bedrohlich, wengleich das Fohlen sich der Beerdigung offenbar entzieht – und der Traum lässt offen, ob es entkommen kann oder wieder eingefangen wird. Offensichtlich ist, dass diese 'totgeschwiegenen', verdrängten Gefühle der Träumerin keine Ruhe lassen, sich in ihren Träumen bemerkbar machen als etwas, das noch nicht abgeschlossen ist, vielleicht ins Leben zurück genommen werden will.

3.6 Das Pferd als dynamisches Symbol des Individuationsprozesses

Bei dem Versuch, in der Vielfalt möglicher intrapsychischer Bedeutungen der Pferdesymbolik etwas Verbindendes auszumachen, erscheint C.G. Jungs Vorstellung der „transzendenten Funktion“ hilfreich. C.G.Jung erklärte mit diesem Begriff jene sich in Symbolen darstellende psychische Funktion des „Selbst“, die bewirkt, dass dem Bewusstsein bisher unbewusste, neue Inhalte zugänglich werden. (C.G.Jung GW 8 §145 u.193)

Mit dem Begriff des „Selbst“ beschrieb C. G. Jung die Ganzheit der menschlichen Gesamtpersönlichkeit, den „spiritus rector“ unseres Lebens, ein wegweisendes Prinzip, wobei die so vorgestellte Ganzheit sowohl die bewussten als auch die (noch) unbewussten Anteile der Persönlichkeit enthält. Insofern bezeichnet er das Selbst als „Postulat“ und als „transzendent“, da es weit mehr als das „Ich“ umfasst, sich jedoch über das Ich realisiert. (C.G.Jung GW 6 § 891)

Häufig schien es in individuellen Träumen, aber auch in den Mythen und Märchen um Entwicklungsprozesse zu gehen, in denen die Individuation der im Zentrum stehenden Person mit Hilfe des Pferdes vorangetrieben wird. Meist steht das Pferd wie eine „steuernde Energie“, eine geheimnisvolle, große Bewegkraft hinter den Geschehnissen. Die Pferde „wissen“, was zu tun ist und wo „es“ hin geht. Sie führen und tragen das Traum-Ich und die MärchenheldInnen an neue innere und äussere Orte, sie sind die Bewegung, sind Dynamik und Richtung. Mitunter verkörpert

das Pferd in all seinen vielfältigen Erscheinungsformen jene transzendente, psychische Energie des Selbst, die uns wachsen lässt, Wandlungs- und Veränderungsprozesse steuert, sie von der Potentialität in die Aktualität überführt.

Der Individuationsprozess drückt sich symbolisch etwa im Wachstumsprozess eines Baumes, so des Welten- oder Lebensbaumes aus. Während der Baum ein Bild des Werdens, Wachsens, sich Verwurzelnden und Entfaltenden als Ganzes ausdrückt, scheint das Pferd neben dem tragenden und „wissenden“ Aspekt die für seelische Entwicklungsprozesse nötige „Beweglichkeit“, Dynamik und Energie zu verkörpern. Somit ist es nicht verwunderlich, wenn in Träumen, Imaginationen, Bildern und Zeichnungen aus dem psychotherapeutischen Kontext das Pferd zuweilen als Symbol des Selbst, zumindest wesentlicher Anteile desselben erscheint.

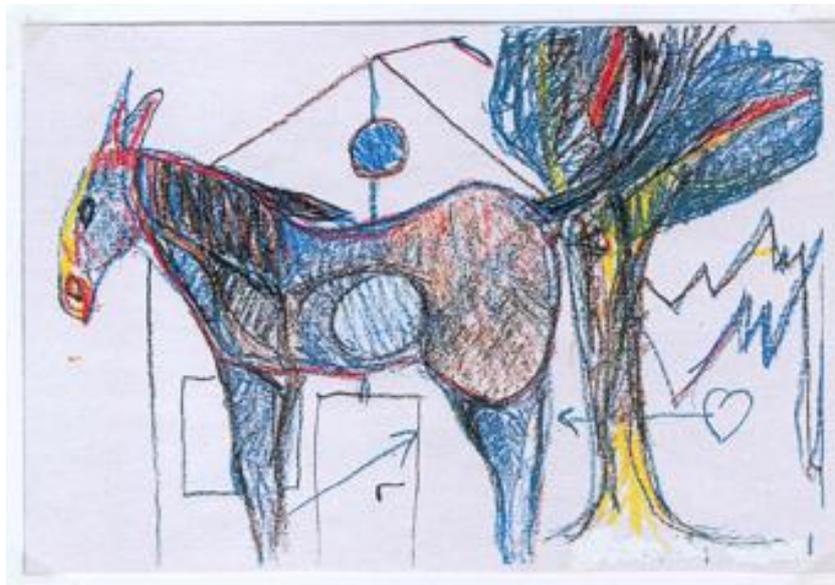


Abb. 7

Diese Zeichnung eines jungen Patienten mit der Diagnose einer Schizophrenie stellte mir dankenswerterweise Frau Dr. Dr. M. Scheidhacker zur Verfügung. Der junge Mann nahm an der Reittherapie im Bezirksklinikum Haar (jetzt Isar – Amper Klinikum) teil, wo bereits Mitte der 90 er Jahre das Malen nach der Arbeit mit den Pferden als integrativer Bestandteil des Gruppensettings konzipiert war.

Eindrücklich ist die Art und Weise, wie in dieser Zeichnung Pferd, Haus und Baum als zu vermutende Projektionen von Ich und Selbst auftauchen. Das Haus im Hintergrund – möglicherweise das „Ich“ repräsentierend - ist dünnwandig und leer, in der rechten Hälfte verlieren sich seine Wände und Grenzen im Nichts. Die Linien des Daches setzen sich als gezackte Linien in einen bergigen Horizont fort. Durch die Mitte des Hauses geht ein Spalt vom Dachfirst bis zur Tür, der aber ein kleines, blaues, kreisrundes Fenster im oberen Bereich nicht erfasst.

Im Bauch des sehr kräftig gestalteten Pferdes, das ebenfalls von jenem Spalt oder Riss nicht ergriffen ist, taucht dieses runde, unversehrte "Etwas" wie in einer Gebärmutter geschützt und getragen wieder auf. Der erhobene Schweif des Pferdes vermischt sich mit dem Geäst des

Baumes, dessen Stamm sich in der oberen Hälfte wiederum spaltet und teilt. Ein Pfeil mit einem Herz weist in Richtung Pferd, ein anderer Pfeil zeigt von links unten nach rechts oben, der raumsymbolischen Richtung der Lebenslinie. Es scheint, als sei ein unversehrter, ungespaltener, aber auch noch ungeborener Teil, der "Kern" der Persönlichkeit des jungen Mannes in das Pferd hinein projiziert. Möglicherweise gibt der erhobene Schweif des Pferdes den Geburtsweg frei. Vermag das Pferd zu helfen, diesen gesunden Teil in die Welt, ins Leben zu gebären? Hinter dieser sehr archaischen, auf ganz frühe Lebensphasen verweisenden Symbolik ist die Rekonstruktion eines "Kern-Selbst", das sich notwendigerweise aus der Phantasie symbiotischen Verschmolzen- und Enthaltenseins in der Mutter herauslösen muss, zu erahnen.

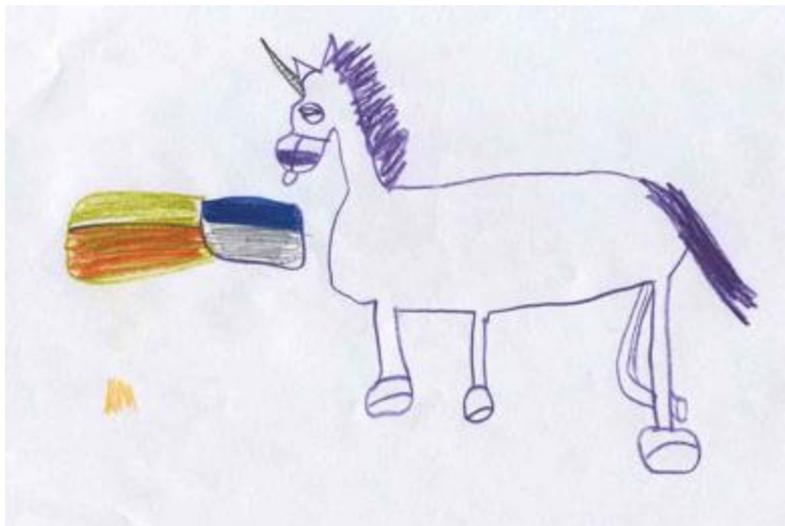


Abb.8

Ein letztes Beispiel zeigt eine initiale, im Erstgespräch entstandene Zeichnung eines 8-jährigen Mädchens, ich nenne sie **Jana**. Sie sagte zu ihrer Zeichnung:

„Das da in der Mitte bin ich. Es ist ein Einhornpferd, das ist verzaubert und trägt einen Maulkorb, weil es böse ist und sonst beißen würde. Es ist böse geworden, weil ein Jäger es schlimm gejagt hat, als es noch sehr klein war.“

Jana kommunizierte in diesem Bild ihre gesamte, komplexe, seelische Problematik. Von der Mutter wusste ich, dass ihr Kind in den ersten zwei Lebensjahren – bis zur Trennung der Eltern – vom Vater teilweise körperlich misshandelt worden war. Er hatte das nur wenige Monate alte Baby „regelrecht im Zimmer umeinander geschmissen“.

Während des Kindergartenbesuchs fiel Jana durch massive Aggressivität anderen Kindern gegenüber auf. Angeblich war sie auch hyperaktiv. Seit ihrem vierten Lebensjahr erhielt sie ungeachtet ihrer traumatischen Vorgeschichte hochdosiert Ritalin. Jana und ihre Mutter wünschten sich, das Medikament absetzen zu können. Dies gelang recht gut nach den ersten Monaten einer zweijährigen Therapie, die in einem integrierten analytischen Setting unter Einbeziehung eines Pferdes stattfand.

4. Schlussbemerkung

Das Pferd lehrt den Menschen, in die Mitte, ins Gleichgewicht zu kommen, während es bereit ist, ihn in einem ganz umfassenden Sinn zu tragen. In der Psychotherapie neurotisch erkrankter, frühgestörter und traumatisierter Kinder und Erwachsener ermöglicht das basale, körperliche Erleben mit dem Pferd offenbar tiefe, heilende Selbst- und Beziehungserfahrungen.

In archetypischen Bildern „seelenführender“ Pferde vergangener Zeiten, alter Mythen und Märchen scheinen Fähigkeiten und Potenziale auf, die auch im psychotherapeutischen Kontext wirksam sind; wir erkennen solche Wirkungen allerdings nur dann, wenn wir bereit sind, sie als solche wahrzunehmen.

Ich möchte die Leserinnen und Leser zu der Bereitschaft einladen, sich in der Betrachtung kleiner und größerer Lebensereignisse nicht nur mit dem konkret Sichtbaren zu begnügen, sondern davon auszugehen, dass manches, was wir anschauen, wahrnehmen, zu verstehen suchen, viele Schichten von Bedeutungen haben kann – somit oft auch eine übertragene, „zusammenfügende“ symbolische...

„Symbole sind Verdichtungskategorien: eine Fülle von Assoziationen sind in einem Symbol gebunden, für unser Bedürfnis nach Eindeutigkeit ein Ärgernis, für unser Bedürfnis nach Geheimnis und Sinnfülle allerdings eine Fundgrube.“ (Kast,1996 p.28)

Literatur:

- | | |
|--|--|
| Allen, J. G.,
Fonagy, P., Bateman, A.W.
Bächtold-Stäubli, Hanns | Mentalisieren in der psychotherapeutischen Praxis. Stuttgart, 2011
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin 1930/31 |
| Baum, Marlene
v.Beit, Hedwig
J.C.Cooper
Deussen, Paul
de Waal, Frans | Das Pferd als Symbol Frankfurt 1991
Symbolik des Märchens (Bd.I+2) Bern 1986
Lexikon der traditionellen Symbole Leipzig 1986
Sechzig Upanishad's des Veda 3.Aufl. Leipzig 1938
Das Prinzip Empathie, Was wir von der Natur für eine bessere Gesellschaft lernen können. München 2011 |
| Heintz, Birgit | Das Pferd in der Kinderpsychotherapie – eine tragende Beziehung im Spiegel von Sandbildern, Kinderzeichnungen und spieltherapeutischen Prozessen (Diplomthesis C.G. Jung Institut Zürich 1996) |
| Herder
Jung, C.G. | Lexikon Symbole Freiburg 1978
GW 6 Psychologische Typen Olten 1989
GW 8 Die Dynamik des Unbewussten Olten 1981
GW 9/2 Aion – Beiträge zur Symbolik des Selbst Olten 1951 |
| Kast, Verena
Rinne, Olga
Schlegel, Mario
Stern, Daniel | Die Dynamik der Symbole Walter, Olten 1996
Die Gänsemagd Reihe „Weisheit im Märchen“ Zürich 1987
Psychotherapie-Wissenschaft (2013) 2 : s. 90-102
Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag Frankfurt 2007 |
| Wilhelm, Richard | I Ging Übersetzung aus dem Chinesischen München 1988 |
| Märchen:
„Die Stute aus Lehm“ in:
'Das Zauberroß' in:
'Die Gänsemagd' in: | Sabine Raile, Märchen von Liebe und Glück, Edition Dornrosen
Märchen aus Turkestan und Tibet Diederich Jena 1923
Kinder- und Hausmärchen. Brüder Grimm Manesse Verlag |